

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4527) vierteljährlich 2.10 Mk., für 2 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. exkl. Postgebühren.

Redaktion: Tauscher Str. 19/21.
Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5 gespaltene Zeile ober deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Ausgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauscher Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen.

Die verunglückte Wahlrechtsreform in Hessen.

II. * Leipzig, 15. August.

Die Wahlrechtsvorlage wurde zuerst in der Kammer beraten und dann in den sogenannten Gesetzgebungsausschuss verwiesen. Dort trat immer deutlicher zu Tage, daß zahlreiche Abgeordnete bemüht waren, unausgesetzt neue Schwierigkeiten heraufzubeschwören, um die Vorlage nicht zur glücklichen Verabschiedung kommen zu lassen.

Die Bauernbündler wollten das Gesetz niederstimmen, wenn den verhassten Städten weitere 5 Mandate, wie es die Regierung vorschlug, zugebilligt werden sollten. Die Regierung wollte die Vorlage zurückziehen, wenn die fünf städtischen Mandate gestrichen würden. Andere wollten das direkte Wahlrecht nur dann acceptieren, wenn die Wahlpflicht damit verbunden würde; darauf wollte sich wieder die Regierung unter keinen Umständen einlassen. Andere Genossen verlangten als Korrelat der Wahlpflicht die Aufhebung der Steuerklausel und Sonntagswahl. Der Centrumsmann v. Brentano verlangte Proportionalwahl, wenn die Wahlpflicht nicht angenommen werden sollte!

Nun mache man sich einen Begriff von der Schacher-machei um jeden einzelnen Abschnitt! Da es sich um eine Abänderung des Verfassungsgesetzes handelte, war auch jeder Antrag, jede Bestimmung abgelehnt, wenn sie nicht eine Zweidrittelmehrheit erhielt. Es ist gar nicht möglich, in einem oder zwei Sitzungstagen all den Kleinkrieg zu schildern. Wir ziehen deshalb nur diejenigen Abschnitte in das Bereich unserer Betrachtung, die von grundsätzlicher Bedeutung waren.

Von welchen Gesichtspunkten aus unsere Genossen die Wahlrechtsreform betrachteten, geht aus einer Erklärung hervor, die David im Gesetzgebungsausschuss abgab:

Eine Verallgemeinerung der Wahl sei für ihn wichtiger, wie die direkte Wahl. Das Prinzip der Allgemeinheit sei das Höhere, würde aber der Umfang der Allgemeinheit ungebührlich verengt, so sei ihm der Preis für die direkte Wahl zu hoch.

Diese Erklärung gab unser Genosse ab unter dem Hinweis auf den Verlangen drei ährigen Besitz der Staatszugehörigkeit neben der dreijährigen Ansässigkeit in Hessen. Waren die Äußerungen der verschiedenen Parteiredner bei der ersten Lesung und im Ausschuss schon außerordentlich interessant, so noch mehr bei der zweiten, also der entscheidenden Lesung; eine dritte giebt es in Hessen nämlich nicht. Wir glauben den Lesern das beste Bild über den Verlauf der Tragikomödie zu geben, wenn wir die bekanntesten Parlamentarier aus dem Darmstädter Froschsteich

hier aufmarschieren und ihre charakteristischen Redewendungen wiederholen lassen.

Der antisemitische Bauernbündler Währ erklärte: „Wir wären schon zufrieden gewesen, wenn durch die Regierungsvorlage einfach die Wahlmänner beseitigt worden wären. Da uns aber von der Regierung mehr geboten worden ist, nehmen wir es dankbar an.“ Währ erklärte dann weiter, daß er für die von der Regierung geforderten fünf städtischen Mandate nicht zu haben sei. Sein Fraktionskollege Wolf sprach sich ähnlich aus. „Heute — bei den indirekten Wahlen — liegt die Sache so, daß einige Abgeordnete leider das Werkzeug dieser oder jener Wählerclique sind.“ Der oberste der Antisemiten, Köhler-Langsdorf, sprach für die direkte Wahl, „wenn verzichtet wird auf die fünf Abgeordneten mehr für die Städte. Die Sache ist, das sage ich unverhohlen, eine Machtfrage. Wir Bauern wollen haben, daß nach bäuerlichen, nach agrarischen Gesichtspunkten im Lande regiert wird.“ Köhler ließ übrigens später in Bezug auf die städtischen Mandate mit sich handeln.

Der Centrumsabgeordnete v. Brentano feierte das Pluralsystem, das bekanntlich in Belgien zu blutigen Kämpfen führte, sprach sich für die Wahlpflicht aus, anderenfalls er das Proportionalssystem verlange. Denn:

Meine Herren, für mich — das gestehe ich Ihnen ganz offen ein — ist ein sogenanntes kautelenloses direktes Wahlrecht zur Zeit völlig unannehmbar. Ich fürchte, daß durch das kautelenlose Wahlrecht die schlimmste Herrschaft, nämlich die einer irreführenden Masse, sich dokumentieren würde. Deshalb hat meiner Meinung nach die Regierung recht, wenn sie daran festhält, daß sie zur Zeit unter keinen Umständen ein kautelenloses direktes Wahlrecht geben wird.

So der christlichpolitische Centrumsbaron. Für den gesamten deutschen Freisinn im Landtag, d. h. für sich und einen noch übrig gebliebenen Leidensgefährten, sprach der Abg. Dr. Gutsteig. Er ist Anhänger der direkten Wahl, und diese ist ihm so viel wert, daß er bereit ist, alle Kautelen mit in Kauf zu nehmen. Am erbaulichsten waren natürlich die Reden der Nationalliberalen. Der Abg. Bades erklärte: 1899 war ich noch gegen die direkte Wahl, „jetzt stehe ich auf dem Standpunkt, für die Regierungsvorlage zu stimmen, mit der Bitte, daß die Wahlpflicht eingeführt wird.“ Frei von allen Strupeln legte der alte Födel los, seines Reichens Justizrat in Friedberg. Seine Ausführungen sind für den Nationalliberalismus so charakteristisch, daß wir sie schon etwas ausführlicher wiedergeben müssen. Also:

In meiner Jugend bin ich . . . mit Wärme und Treue für das direkte Wahlrecht eingetreten, das mir als Ideal vorschwebte, nach dem jeder ehrliche patriotische Deutsche streben muß. Allein, meine Herren, dieses Wahlrecht war 25 Jahre, beinahe ein halbes

Menschenalter, an der Arbeit, und da muß ich Ihnen sagen, diese Arbeit war keine glückliche, und ich spreche es zu meinem Bedauern aus, ich bin um eine schöne Hoffnung, die mich ins politische Leben geführt hat, ärmer geworden.

Födel fährt dann fort, daß er nicht erwartet habe, „daß die Annahme der das direkte Wahlrecht fordernden Resolution in der Kammer (32 gegen 8 Stimmen!) geeignet gewesen wäre, einen derartig wichtigen Schritt in unserem Staatsleben begründet erscheinen zu lassen.“ Er rüffelte also die Regierung, weil sie einen mit Werksüßelmeßigkeit gefaßten Kammerbeschluß beachtet hat! Dann fuhr der Nationalistliberal fort:

Ich darf Ihnen vielleicht aus meiner eigenen Fraktion noch die Thatsache anführen, die meine Anschauung bestärkt, und das ist die, daß innerhalb meiner Fraktion die verschiedensten Ansichten sowohl über die Umwandlung des indirekten Wahlrechts in ein direktes, als auch über die Ausgestaltung des direkten Wahlrechts herrschen. Meine Herren, wenn ich mir sagen muß, wenn in einer Fraktion, wie in der meinigen, so verschiedene Meinungen sind, so hat auch das seinen Grund, weshalb wir davon abgesehen haben, eine geschlossene Stellung einzunehmen, um nicht den einzelnen Abgeordneten in der Bestätigung seiner Meinung zu beeinträchtigen.

Ich verlange von einem Wahlgesetz, daß es auf die Interessen gleichmäßig Bedacht nimmt. Das ist aber in dem vorliegenden Gesetz, und daraus mache ich Ihnen den größten Vorwurf, durchaus nicht der Fall. Finden Sie, daß der Bildung, daß dem Besitz eine der Stellung, die sie im Staatsleben einnehmen, entsprechende Beteiligung, eine entsprechende Vertretung in dem Entwurf eingeräumt ist? Mit nichten, meine Herren, der Kernste hat so viel bei der Staatsverwaltung mitzufahren, als der Reichste, und der Ungebildteste hat genau dieselben Rechte, wie der Allergeldeste! (Luruj: So ist es ja richtig!) Meine Herren, finden Sie denn in einem zivilisierten, kultivierten und entwickelten Staate, daß alles nach Köpfen geht?

Födel sprach dann gegen die von jeher in Hessen gültig gewesene geheime Wahl:

Nun kommt man mir aber und sagt: Lieber Gott, wenn einer seiner Meinung offenen Ausdruck verleiht, so kann er dadurch in Nachteile geraten in seinen wirtschaftlichen Verhältnissen u. s. w. Meine Herren, da sage ich ganz einfach: einem Mann, der nach der Richtung von äußeren Einflüssen und wirtschaftlichen Verhältnissen abhängig ist, dem gebührt überhaupt kein Wahlrecht. Das ist kein selbständiger Mann, kein freier Mann, der hat kein Wahlrecht! (Hört! hört!)

Nach diesen Leistungen haute Genosse Ulrich den Nationalliberalen ganz schmächtig zusamment. Allerdings könnte man bei öffentlicher Wahl auf Mittel verzichten, wie er eins zum Besten geben wollte: Der Sohn Födels hatte einen Mann verteidigt, der angeklagt war, einen Beamten dadurch beleidigt zu haben, daß er ihn „Sozialdemokrat“ genannt hatte. Unter Assistenz von Födel jun. trat der Angeklagte den „Wahrheitsbeweis“ an, indem er konstatierte: jener Beamte habe sozialdemokratisch gewählt. Das sei so ermittelt worden: als der Beamte zur Wahl kam, habe der Wahlvorsteher sich die Finger mit Tinte beledet,

Seuilleton.

Das tägliche Brot.

Roman von Klara Wiedig.

XVIII.

Wine hatte keine Hoffnung mehr. Es war der letzte Abend vor ihrem Dienstaustritt. Sie saß in der Küche, den Ellbogen auf den Tisch gestemmt, den Kopf in die Hand gestützt.

Herr und Frau Dieb waren zuhause; drinnen im Zimmer erklang lustiges Geschwätz und Gelächter, lustiger, wie das Trillern des Kanarienvogels. Es waren doch gute Leute! Vorhin war Herr Dieb draußen gewesen und hatte ihr schon den letzten Lohn ausgezahlt; morgen, wenn er von der Bank kam, sah er sie vielleicht nicht mehr, das neue Mädchen sollte schon mit dem Frühesten aufziehen. Er hatte ihr noch fünf Mark über den Lohn auf den Küchentisch gelegt und gesagt: „Sie sind immer sehr aufmerksam gegen meine Frau gewesen. Sie hätten jahrelang bei uns bleiben können — schade!“

Da hatte sie weinen müssen, weinen ohne Unterlaß. Jetzt hatte sie keine Thränen mehr; alle ausgeweint. Morgen um diese Zeit stand sie längst auf der Straße — ja, auf der Straße. Wenn es nur gutes Wetter war, daß ihr der Korb nicht verregnete! Sie wußte ja nicht einmal, wo sie den unterstellen sollte. Bei Arthur? Ach, der konnte sein Zimmer nicht beibehalten, wenn er keine Stelle mehr hatte. Bei Reschles? Ach, die hätten sie ja herausgejagt. Bei Bertha —? Halt, das war noch ein Ge-

danke. Die war von zuhause, die ließ die Kameradin nicht im Stich. Wenn sie sich noch heute abend aufmachte und die fragte?

Schwerfällig erhob sie sich und pochte an der Stubenthür; sie würden ja nichts dawider haben, wenn sie ausging, aber sagen wollte sie's doch wenigstens. Drinnen ein Geplauder, ein Gekicher; ihr Klopfen wurde gar nicht gehört. Sie machte sich leise davon.

Heute war ein kühler, milder Abend, ein Abend, der vollen Frühling verheißt. Unter den alten Bäumen der Potsdamer Straße duftete es; es war, als hätten all die braunen Blattknospen Leben bekommen. Tief im Baum regte sich's, ein Treiben, ein Schwelgen — es drängte zum Licht.

Als Wine dahin schritt, fühlte sie's in ihrem Schoß sich regen, eine treibende Unruhe, ein mahnendes Klopfen — es drängte zum Licht.

Sie dachte plötzlich an zuhause. Einer Vision gleich sah sie durch die frühlingseuchten Aeste hindurch, die Laternenchein silbrig beglänzte, weit, weit die Heimatflur. Da that die Erde jekt ihren Schoß auf, da roch der Acker kräftig nach Nahrung und Gedeihen. Junge Saat schoß auf, frühlingsschöne, hoffnungsfreie Saat, und aller Blicke hingen daran mit Freuden.

Sie machte sich das Bild gar nicht klar, aber sie empfand's unbetwacht, mit einem dumpfen Schmerz; ihre Saat würde niemand mit Freuden begrüßen.

Immer langsamer, immer schwerer wurde ihr Schritt. Nun war sie am Selingerschen Hause; sich an der Portierloge schau vorbeidrückend, schlich sie über den dunklen Hof, die Hintertreppe hinauf. Wenn nur nicht die Köchin da war! Vor der genierte sie sich.

Nach war sie nicht ganz oben, so hörte sie schon lautes erregtes Sprechen.

„Das is ne Niedetracht,“ schrie Berthas Stimme, „wie können Sie sich unterstehen un zu ihr sagen, ich hätte eins von die Törtchen genommen?! Ich weiß gar nich, wieviel es waren. Wenn aber eins von die Törtchen fehlt, haben Sie's genommen, Sie mit Ihren großen Maul!“

„Nanu,“ schrie die Köchin dagegen, „halt Sie man Ihre bredigte Schnauze, sonst wer ich de Herrschaft noch lang andre Dinge von Ihnen stecken, Sie scheinheilige Schmeicheltage, Sie! Wer schleckt denn immer rum? Ich habe schon fufzehn Jahr in hochherrschafftliche Häuser jedient, ich habe det Zeug schon so velle gehabt, ich mag's jar nich mehr. Un da kommt man noch hier in Verdacht, un muß sich von der Ollen sagen lassen, man war ne Naschließe! Ru wird's Tag, meinen Sie, ich hätt Ihnen neulich nich jesehn, 's Büffet mit 'n andren Schlüssel uffschließen un bei de Finessen jehn?!“

„Marie!“ Bertha schrie hell auf.

„Ja, kriegen Sie man nen Schreck, ich weiß allens. Ihnen hab ich längst uff'n Strich. Sie waren so beim Schlecken, keen Hören un keen Sehn. Daß de Olle mir nur nach mal konunen, der wer ich schon Bescheid jeben. Un mit die anderen Köchinnen, warum die so viel jeweckselt haben, det weiß man nu auch!“

„Ich sag es Frau Selinger, daß Sie 'n Kind haben! Ich sag es, daß Ihr Bräutigam nachts —“

Klatsch schallte eine Ohrfeige.
„Sie können noch eene kriegen, wenn's jefällig is! Mein Bräutigam trägt hier nich weg, der nimmt nich, wie andre Leute. Sie wollen noch über andre reden — Sie?!“